

Zerstörerische und  
aufbauende Mythen

Der Kult der  
Kirchen ...

... ihr wichtigster  
Beitrag für die  
Gesellschaft

Feste machen Politik! Oft ist es schlechte Politik, wie wir uns erinnern, wenn uns die wehenden Hakenkreuzfahnen der Vergangenheit am Fernsehen zum x-ten Mal vorgeführt werden. Aber es gibt auch Feste, die gute Politik bewirken. Der Unterschied zwischen den beiden Festarten besteht nicht darin, daß die „guten“ sich auf Tatsachen, die „schlechten“ auf Mythen gründen, sondern beide gründen sich auf Mythen. Es gibt zerstörerische und aufbauende Mythen. Und beide werden zelebriert. Wenn nun das Feiern aufbauender Mythen für einen Staat wichtig ist, was ist dann erst von den Festen und Mythen der Kirche zu sagen? Wenn Panikkar die Krise der UNO in ihrer Unfähigkeit sieht, das die jetzige Wirklichkeit Transzendierende in einem Kult zu liturgisieren, was haben wir dann zu den Kulturen der Kirche zu sagen? Es war immer die Meinung der Tradition, daß der wichtigste Beitrag der Kirche zur Gesellschaft ihr Kult, ihr Fest, sei. Wahrscheinlich hat die Tradition recht. Die Gottesdienste der ersten Christen waren Vorwegnahmen staatspolitischer und sozialer Einsichten, indem Männer und Frauen, Sklaven und Freie einander als Gleichberechtigte begegneten. Etwas von dieser archaischen Dimension des Festes muß die Kirche wieder gewinnen, damit ihr Gottesdienst ein Fest ist, das mehr als das Vorhandene zelebriert, das das Kommende so glaubhaft feiert, daß Menschen anfangen, es zu leben.

Ludger Zinke  
Zeit zum Spielen—  
Zeit zum Leben

*Der folgende Beitrag versucht, die Thematik dieses Schwerpunktheftes nochmals von einer anderen Seite her zu vertiefen und zu erweitern: von der Bedeutung des Spieles her. Der Autor stellt zunächst einige Spannungsfelder dar, die mitgesehen werden müssen, wenn man die Notwendigkeit des Spieles für menschliches Leben und Feiern verstehen und begründen will. (Mit diesen Ausführungen weist Zinke schon auf das Thema des für Heft 6, 1979 geplanten Schwerpunktes „Kunst und Pastoral“ hin.) Welchen befreienden Charakter das Spielen und Mitspielen hat, wird erst offenbar aus dem Zusammenhang mit dem Glauben, weshalb das Spiel in der Liturgie seine größte Dichte und Erfüllung findet. Allerdings sollten liturgisches Tun und modernes Lebensempfinden echt in Beziehung stehen.* red

## I. Spannungsfelder menschlichen Lebens und Wirkens

„Die glauben, hasten nicht“, dieses Wort eines holländischen Theologen aus vorkonziliarer Zeit kommt mir mit schöner Regelmäßigkeit in den Sinn, *wenn's eilt*, ich keine Zeit finde, plötzlichen Ansprüchen gerecht zu werden, oder schon antworte, bevor eine Frage richtig gestellt ist. Je öfter mir das passiert, umso deutlicher *empfinde ich Unbehagen* nicht nur an der eigenen Reaktion — da erweisen sich spontane Äußerungen später eher mal als geglückt —, sondern ganz allgemein: kann es für einen Christen jemals *zu spät* sein?

Diese Frage führt über persönliche Einsichten hinaus zu einem Grundproblem christlicher Existenz in der heutigen Welt: was ist wann zu tun, und wo kommt es allein auf das „Hören“ an? — in der gängigen Theologensprache: wie können „*actio*“ und „*contemplatio*“ miteinander in einem lebendigen und ausgewogenen Spannungsverhältnis gehalten werden, das untätige Weltflucht ebenso ausschließt wie bloß äußerlichen Aktivismus?

Wir haben es hier mit der vielschichtigen Frage zu tun, ob wirklich nur „der Ton die Musik macht“ oder auf welche Weise die „Musik“, die in Sprache oder Klangfolgen, in Bildern oder Gesten ausgedrückten Wirklichkeiten ihre sinnlich wahrnehmbare Gestalt prägen. Das Problem stellt sich der Ästhetik wie der Hermeneutik, dem Künstler wie dem Kulturkritiker, dem Prediger wie dem Meditierenden; und es reicht tiefer als die immer schon verkürzte, pädagogisch-rhetorische Frage: „Wie sage ich's meinem Kinde?“ Wer dichtet, komponiert, malt oder „verkündet“, will etwas zum Ausdruck bringen: es geht ihm um einen bestimmten *Inhalt*, um eine Wahrheit oder doch um eine lebenswichtige Einsicht; man kann auch formulieren: in jeder Äußerung steckt eine *Botschaft*, etwas, das mitgeteilt werden soll.

Ohne hier näher auf die kommunikationstheoretischen Bedingungen für die Übermittlung derartiger Botschaften eingehen zu können, sei nur festgestellt, daß es die sozusagen chemisch-reine *Sachinformation* ebensowenig gibt, wie eine bloße *Verkündigung*, die automatisches Glauben erwartet oder gar wecken müßte. Die bei der Diskussion um den Religionsunterricht heftig umstrittene Alternative: Religionsunterricht als *Verkündigung oder Information* ist falsch! Niemand kann verkündigen ohne zu informieren; und wer informiert, verkündigt auch, d. h. er stellt Ansprüche, fordert Glauben und/oder eröffnet den Informierten neue Möglichkeiten, mit der umgebenden Wirklichkeit umzugehen.

Schon wer die Information bekommt, daß zwei Bleistifte

## Inhalt und Form

## Information und Verkündigung

und zwei Schreibmaschinen nicht einfach vier Schreibgeräte sind, sondern zwei verschiedene Möglichkeiten bereitstellen, Texte zu Papier zu bringen, kann unter Umständen mehr als vier neue Wege finden, mit einem Schreibstift und einer Tippmaschine Botschaften weiterzuleiten . . .

Noch deutlicher ist folgendes Beispiel: wenn meine Frau mich morgens mit dem Satz „es ist 7.00 Uhr“ weckt, informiert sie mich nicht etwa über den Stand der Uhrzeiger, sondern sie verkündet mir unüberhörbar: aus ist's mit der Nachtruhe, dem Träumen und selbstvergessenen Dasein des Schlafenden! Selbst wenn das Wecken zärtlich und behutsam geschieht, wen ließe es nicht schlagartig den Anspruch vernehmen: raus aus dem Bett!?

Nicht nur Lebenskünstler und eingefleischte Gruppendynamiker könnten an diesem Beispiel noch lange weiterspinnen — und was dabei herauskäme, dürfte gar nicht so dumm sein —; mir geht es jedoch hier nur darum, auf die unlösbare Verflechtung von Inhalt und Form bei jeder Mitteilung aufmerksam zu machen. Ein Zelebrant, der die Meßtexte herunterleiert, mag mit tiefschürfenden Gedanken und innerlichem Gebet bei der Sache sein, dem inhaltlichen Anspruch der Eucharistie als gemeinschaftliche Feier dürfte er kaum gerecht werden. Und wem bei einer „missa pomposa“ die Patzer der Hornisten den ästhetischen Kunstgenuß samt dem ganzen Sonntag verderben, der hat sich den Zugang zum Geschehen am Altar selbst verbaut.

Die nur angedeuteten Beispiele hinken, weil sie Einzelverhalten überzeichnen. Doch nur so kann wirklich sichtbar werden, wie Ausdrucksgestalt und gemeinter Inhalt einander bedingen: unartikulierte Gemurmel vermag eine Aura des bedeutungsschweren Geheimnisses auszustrahlen; worum es inhaltlich geht, wird dabei eher vernebelt; was in ungestalteter Direktheit herausposaunt wird und gar Anspruch auf absolute Geltung stellt, ohne nach den Verstehensmöglichkeiten zu fragen, bleibt unverdaulich. Selbst das Dogma „Jesus Christus ist der Sohn Gottes“ kann ja nur richtig geglaubt werden, wenn die Art des Kindschaftsverhältnisses dieses Jesus aus Nazareth zu dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs feststeht: nicht wie Apollo Sohn des Zeus ist, sondern als ganzer Mensch zugleich „ungetrennt und unvermischt“ auch göttliche Person kann Jesus Christus durch die Zeiten in jeder geschichtlichen Situation den Schwestern und Brüdern unmittelbar gegenwärtig werden. Nur so

Botschaft und  
Situation der  
Menschen

ist er auch Bringer und Inhalt der Botschaft zugleich: Gottmensch für uns.

Glaube und  
Unglaube

Hier kommt noch etwas ins Spiel, was mit darüber entscheidet, ob eine verkündete Botschaft gehört, angenommen und geglaubt wird oder unbeachtet verhallt: die Erwartungen, Sehnsüchte und Zielvorstellungen der Hörer können dermaßen auf eigene Projektionen festgelegt sein, daß keine noch so paradiesische Verheißung mehr wahrgenommen wird, wenn sie nicht nahtlos ins eigene Denksystem paßt. Anders ausgedrückt: wie jemand mit einer Information umgeht, ob er sie überhaupt nutzen kann, ist auch davon abhängig, was er als inhaltlich Neues wahrnimmt; es kann ja sein — und das dürfte bei ungezählten Sonntagspredigten zutreffen —, daß er gar nichts Neues erwartet und schon deshalb nicht merkt, wenn in einem Schwall wohlgesetzter bis drohender Worte doch mal die verwandelnde Botschaft neu erklingt.

Konsument  
oder Mitspieler

So muß auch der Hörer mitspielen. Bleibt er nur „Konsument“, der hinterher allenfalls festzustellen weiß, „schön hat er gepredigt“ oder „na klar, er war dagegen!“ — dann trifft die formal wie inhaltlich gelungenste Predigt ins Leere der Selbstsicherheit mehrhundertprozentiger Christlichkeit. Das kann bis hin zur negativen Auswirkung einer vielleicht bewußt provozierenden Ansprache gehen; die nackten Nachfolgesprüche der Evangelien („laß die Toten die Toten begraben“, Mt 8,22, „wenn einer dich auf die rechte Wange schlägt...“ Lk 6,29) beispielsweise prallen leicht ab, weil sie tatsächlich *unerhört* sind; und das nicht nur in ihrer radikalen Formulierung; wer kann schon ohne Blick zurück gradlinig vorausblicken, mit der Hand alle Sinne auf die Furche des Pfluges gerichtet (vgl. Lk 9,62)?

Da wird man auf der Hut sein müssen. Jedenfalls verbieten sich vorschnelle Urteile; weder die mehr oder weniger festgefahrenen Vorstellungen sogenannter Normalchristen noch die geschwätzige, übertreibende oder nur angepaßte Redeweise kirchlicher Verkündigung, geschweige denn das im Evangelium von der Erlösung durch das Kreuz Jesu Christi Gemeindeglieder allein können bestimmte, vorausberechenbare Wirkungen erzielen. Erst recht kann die „Schuld“ nicht einseitig zugewiesen werden, wenn der Verstehensprozeß zwischen heutigen Menschen und dem trotz mancher Mängel wohlorganisierten kerygmatischen Dienst der Kirchen stockt oder gar mißlingt. Christliche Verkündigung kann auch in einer denkbar optimalen Form nicht automatisch wirken, sondern ist an bestimmte Voraussetzungen gebunden.

## Spiel und Ernsthaftigkeit

Sicherlich bleibt das Gelingen gläubigen Menschseins stets grundlegend ein Werk der Gnade. Doch weil das Axiom „*gratia supponit naturam*“ nicht im Sinne eines Automatismus mißdeutet werden darf, muß immer wieder neu gefragt werden, in welchen Formen, unter welchen Gestalten oder einfach wie denn überhaupt Menschen sich offenhalten können für den Geist, der „weht, wo er will“ (Joh 3,87). Hier wird nicht nach einer ideologischen Grundposition gefragt; vielmehr geht es um das Selbstverständnis geschichtlicher Menschen, die um ihren Anfang und ihr Vergehen wissen, denen ihr Dasein als Schöpfung gilt und die sich deshalb als auf dem Weg durch die Zeit begreifen.

Nach Ausweis der Religionsgeschichte gibt es nun ungezählte Wege: nicht bloß eine breite Straße, einen Trampelpfad der Massen als Weg ins Verderben und den einzigen schmalen Grat für Schwindelfreie gilt es zu beachten, sondern labyrinthartig verschlungen führen viele Gassen, Schneisen oder Stege durch und über je gegenwärtige Hindernisse hinweg zum Ziel der Erfüllung dessen, worauf heutige Menschenexistenz angelegt ist. Dabei mag jeder Mensch auch Um- und Irrwege durchlaufen, sich in Sackgassen verlieren oder gegen den Strom schwimmend weit vor dem Ziel erlahmen, solange er nicht aufgibt, bleibt er *unterwegs*: die Vollendungshoffnung besteht weiter.

## Erfolg und Scheitern

Bis zur Ununterscheidbarkeit vermischt sind uns die Chancen des Erfolgs und die Gefahren eines tragischen Scheiterns vorgegeben. Um in solcher Situation nicht nur überleben, sondern das „eigene Schicksal“ mitprägen zu können, bedarf es der Freiheit zum Spielen. Das meint den Mut zum Risiko ebenso wie die Anerkennung von Spielregeln. Im Unterschied zum täuschenden Falschspieler und zum den Einsatz mit der Gewinnerwartung kalkulierenden Spekulanten *spielt der Christ sein eigenes Leben* in der vertrauend-bedingungslosen Hingabe an den je gegenwärtigen Nächsten, der halbtot am Wege liegen oder als „Dienstherr“ bestimmte Leistungen erwarten mag. Allemal sind es Menschen, mit denen wir *umgehen*. Und da kann so etwas wie „Spielgeist“<sup>1</sup> eine Grundeinstellung bezeichnen und mitbewirken, die den Anderen genau so ernstnimmt wie sich selbst.

<sup>1</sup> Vgl. das Gedichtbändchen von Peter Härtling, *Spielgeist — Spiegelgeist*, Stuttgart 1962; sowie das Heft 9/1978 der *Katechetischen Blätter*; im Zusammenhang mit dessen Redaktion ist dieser Beitrag entstanden, weshalb manches hier zusammengefaßt oder nur angedeutet wird, wozu dort ein ganzer Aufsatz oder wenigstens nähere Überlegungen stehen.

Nicht Parolen,  
sondern eine  
„Kultur des  
Spielens“

Nicht über großsprecherische Parolen wie „nimm dir Zeit — spiel' mal wieder!“ und auch nicht durch moralische Aufrufe zur Fairneß oder zum Anti-Streß-Training wird hier etwas zu erreichen sein. Vielmehr gilt es, zu entdecken: wie und wovon Spielen zu befreien vermag, wann es in unentrinnbare Leidenschaft umzuschlagen droht und welche Regeln sich fördernd oder hemmend auswirken. Eine umfassende „Kultur des Spielens“ ist vonnöten, um zwischen kindischer Banalität, verbissenem Kampf um den Sieg und „regelrechter“ Fixierung auf Methoden und Spielabläufe die offene, kreative und ernsthafte Weise herauszufinden, die ein erfülltes, ungezwungenes und freundliches Spielen im Vertrauen auf den Sinn auch des Tragischen ermöglicht.

## II. Zeit zum Spielen

Was Spiel ist, läßt sich nicht definieren; wo das Spiel aufhört und der Kampf beginnt, stellt sich oft erst später heraus; und wann Spielen anfängt, ist nur mit Sicherheit auszumachen, wenn es geplant wurde, nach einem „Spielplan“ abgewickelt wird. Aber daß Spielen etwas mit der Zeit zu tun hat, leuchtet unmittelbar ein: dem Kind, dessen Spielzeiten durch Schulaufgaben eingeschränkt werden, ebenso wie der Fußballmannschaft, die einen Torevorsprung „über die Zeit retten“ will. Doch wie ist es um das Verhältnis unserer *Lebenszeit* zum Spielen bestellt? Begreifen wir die Unterscheidung von Spiel und Arbeit als eine unmittelbare Folge der gestörten Harmonie zwischen Zeit und Ewigkeit, Gott und Menschen?

## Vergeudete Zeit?

In der gewohnten Theologensprache: die Sünde raubt uns die Zeit zum Spielen; wer „sein will wie Gott“, besitzen, erwerben, verdienen, für sich haben möchte — wie könnte er seine Zeit mit Spielen vergeuden? Noch wenn er selbst sich den Sonntagvormittag für Gottesdienstbesuch, Gebet und Beschaulichkeit freihält, danach wie im Urlaub mit seinen Kindern spielt und beim Kegelabend der Kollegen jedenfalls nicht „aus beruflichen Gründen“ fehlt — was spielt sich ab während solcher Unterbrechungen des Tätigseins für ein erfolgreiches Lebenswerk? Niemand wird ein solches Leben abwerten, die rastlosen, pflichtbewußten, gehetzten, unermüdlichen Zeitgenossen als Sünder brandmarken, die allenfalls in der Freizeit zu spielen vermöchten; die „Gammler“ und Mitläufer, lebensuntüchtigen Muttersöhnchen oder milieugeschädigte Außenseiter bewältigen schließlich das Leben auch nicht „spielend“; erst recht können sie nicht einfach als Vorbilder hingestellt werden: nicht diese oder jene extreme Lebensform machen den im christlichen Sinne spielerischen Umgang mit der Zeit aus.

## Das Leben als Spiel

Hier ist nach anderen Kategorien zu unterscheiden, die zwar den Strukturmerkmalen von „Inhalt und Form“, „Erwartung und Wirkung“ sowie „Ernst und Spiel“ eingeordnet sind, ihren eigentlichen Grund aber im Glauben finden. Da verschiebt sich die Alternative Arbeits- oder Spielzeit zur Spannungseinheit von Verheißung und Forderung. Das ganze Leben als Spiel begreifen kann ich erst, wenn mir Gottes bedingungsloses Eingehen in das Menschsein aufleuchtet: weil er nicht „an seiner Gottheit wie an einem Beutestück festhielt, sondern sich selbst entäußerte, Knechtsgestalt annahm und den Menschen gleich wurde, ... bis zum Tod am Kreuz“ (Phil 2,6 ff), wird jegliche Zeit gleichsam zum Spielraum für das Sich-Einlassen auf diesen Gott — und zwar hier und heute.

Ohne die Last der Tage, die Schwere von Krankheit und Altern oder gar die Unausweichlichkeit des Sterbens aufzuheben, gibt die Gewißheit solcher Solidarität Gottes die Freiheit zum gleichermaßen offenen wie verbindlichen Umgang mit meiner Lebenszeit; da kann ich wirklich spielen, d.h. mich den Möglichkeiten des Augenblicks widmen, ohne Angst warten, was das Morgen bringen wird, und tun, wozu die Mitmenschen mich herausfordern.

Insofern setzt Spielkönnen den Glauben voraus; erst im Vertrauen auf die Tragfähigkeit des immer zu-künftigen Gottes, vermag ich das „ängstliche Sorgen“ zu überspringen; selbst als Verlierer in einem mit Einsatz meiner ganzen Person geführten Spiel zu bestehen, wird nur gelingen, wenn ich mir gewiß bin, nicht tiefer als in die „offene, barmherzige Hand Gottes fallen zu können“ (Edzard Schaper). Und auch als Gewinner einer Spielrunde, als Sieger eines Wettbewerbs werde ich der Überheblichkeit, dem falschen Setzen auf eigene Kraft nur entgehen, solange ich mich mit meiner Zeit dem Gott der Geschichte verdanke.

## Glaubenserfahrungen im Spiel

Wie der Glaube Zeit und Freiheit zum Spielen schenken kann, so vermag zweckfreies Spielen Erfahrungen zu vermitteln, die zumindest gläubige Haltungen vorbereiten. Wo Risiko und Erfolg nicht kalkuliert werden, wenn es nicht gegen jeden Irrtum und alle Gefahren Versicherungen gibt, die gar noch durch Rückversicherungen gedeckt sind und wo folglich jeder persönlich haftet, bedarf es des bedingungslosen Einsatzes. Wer da nicht den Mut aufbringt, um des Mitspielens willen über seinen Schatten zu springen, sich dem auszuliefern, was gespielt wird, bleibt unbeteiligt und muß zusehen, wie andere sich vergnügen und das Spiel unter sich ausmachen.

Wer sich jedoch wirklich aufs Spielen einläßt, wird erfahren, daß er über den Augenblick hinaus beteiligt sein und Niederlagen überleben kann; die Chance zum immer wieder neuen Anfang zu erleben mag ein Anstoß sein; weder zu resignieren noch die Spielregeln zu durchbrechen; so aber kann in die Sache christlicher Existenz verwickelt werden, wer vielleicht nur für einige Augenblicke Zerstreuung suchte; denn der Reiz des Spielens vermag die Barrieren abzubauen, die der *Metanoia* entgegenstehen: nicht die eigenen Vorstellungen und Pläne, sondern allein die Hinwendung zum Anderen eröffnet, die Möglichkeit ebenso radikalen wie offenen Eingehens auf Verheißung *und* Forderung der unberechenbaren Zukunft.

Entdeckung  
der Ganzheit

Spielen beansprucht den ganzen Menschen; es erfordert in aller Regel den aktiven und konzentrierten Einsatz im Wechsel mit besonnenem Warten und spontaner Phantasie; da sind Vernunft und Kombinationsfähigkeit gleichermaßen gefragt wie freie Assoziation und selbstvergessenes Sinnieren. So kann der Mensch beim Spielen die Ganzheit und die Mitte seines Daseins entdecken: zu sich selbst zu kommen, wo man sich um der Sache oder des Anderen willen verläßt, einbezogen, ja geborgen zu sein, ohne alles selbst machen zu müssen. Wer spielen kann, ist sich selbst nicht entfremdet und vermag auch den Partner zu sehen, wie er ist. Schließlich erkennt der spielende Mensch leichter als ein rastloser Aktivist und unmittelbarer als ein verkrampfter Spinner seine Beziehung zu Gott.

Wirkungen  
von Spielerfah-  
rungen

Auch wenn damit noch keine inhaltlich positive oder gar spezifisch christliche Glaubenserfahrung beschrieben ist, darf nicht verkannt werden, welche Wirkungen von solchen Spielerfahrungen ausgehen: neben der Abkehr von egoistischen Strebungen und der Hinwendung zu anderen Menschen, können vor allem die eigenen Möglichkeiten und Bedürfnisse in einer Weise erfahren werden, die auf Erlösungsbedürftigkeit und Chancen des Heilwerdens durch Gott hinweisen<sup>2</sup>. Da kommt nicht nur eine naturreligiöse, eher dumpfe Erlösungssehnsucht zum Ausdruck, sondern die Erfahrung des Spielenden ist zumindest offen für die Grundstruktur christlicher Hoffnung, die in der Spannung von Verheißung und Anspruch lebt: Tod bleibt nicht ohne Auferstehung, und dieser geht das Sterben voraus.

<sup>2</sup> Siehe dazu: J. Werbick, *Religion als Bedürfnis?* in KBL 103 (1978) Heft 12. Vgl. auch hier und zum folgenden: W. Albrecht, *Glaube, der im Spielen steckt*, in: KBL 103 (1978) 9,657 ff.

Einübung  
menschlicher  
Grundhaltungen

Kaum irgendwo kann die solcher gläubigen Hoffnung entsprechende menschliche Grundhaltung so eingeübt werden wie beim zweckfreien Spielen. Denn da steht der Mensch gleichermaßen unter der Forderung des Wagnisses und der Gewißheit seiner Chance. Allenfalls in der gelingenden Liebesbeziehung zweier Menschen dürften die entsprechenden Erfahrungen noch übertroffen werden. Im übrigen ist für den Christen ohnehin jedes Spielen ein Gleichnis für seinen Glauben, weil er sich im Angesicht Gottes herausgefordert weiß, mit uneingeschränktem Ernst, aber nicht aus eigener Kraft allein, die ihm geschenkte Zeit auszukosten und zu gestalten.

Spiele und Liturgie

Die regelmäßige Feier des Gottesdienstes, besonders der Eucharistie in den christlichen Gemeinden gilt zurecht als die Hochform der Darstellung, Vergegenwärtigung und Verwirklichung des „Dramas“ der Erlösung durch Jesus Christus. Was da gefeiert und verkündet wird — Tod und Auferstehung Jesu, das Herrenmahl oder der neue Bund — ist allerdings nicht einfachhin ein Spiel, „Welttheater“, reale Wiederholung oder sinnfällige Erinnerung, sondern Ereignis des Christusbekenntnisses und der Hoffnung der versammelten Menschen vor dem Angesicht Gottes. In der Gestalt eines Spiels geschehen Verehrung und Verkündigung; die Heilszusage wird dabei ebenso konkret dargestellt wie der Anspruch des Glaubens und die Forderung nach Liebe.

Von einer  
erstarrten . . .

Nun hat das liturgische Handeln im Laufe der Zeit Formen angenommen, die den Spielcharakter des Geschehens einseitig festgelegt und bestimmten Intentionen untergeordnet haben. Offene, spielerische Formen der Verkündigung mußten eher lehrhaften, systematisch-deduktiven Erklärungen von Glaubenssätzen weichen; an die Stelle von „Zungenreden“ und charismatischem Zeugnis sind überwiegend monologische Predigten getreten, und das erinnernd-erzählende Anregen der Assoziation verschwindet allzu leicht hinter moralischen Appellen oder der formalen Bekräftigung von Glaubenswahrheiten. Bei aller Berechtigung klarer Definitionen und Bekenntnisformeln ist hier zu fragen, ob die Formen liturgischen Feierns den Inhalt der verkündeten Botschaft noch angemessen zum Ausdruck bringen können, wenn sie fast nur Raum zum „Nachspielen“, kaum aber zum spontanen, kreativen Ausgestalten lassen?

. . . zur  
lebendigen  
Liturgie

So deutlich und vielleicht überspitzt zu formulieren, scheint mir unabdingbar, um den Blick auf die pastoralen Konsequenzen zu lenken: nicht schon wieder eine fundamentale Liturgiereform ist nötig, sondern eine

inhaltliche Beziehung zwischen liturgischem Tun und dem alltäglichen Lebensempfinden in der heutigen Welt und Gesellschaft muß hergestellt werden. Dazu genügt es nicht, die überkommenen, glücklicherweise sehr vereinfachten und durch die Muttersprache verständlicher gewordenen Formen und Zeichen der Liturgie immer wieder neu zu erklären, sie anschaulicher, ja handgreiflicher zu vollziehen. Es dürfte auch nicht viel gewonnen sein, wenn in je auf den neuesten Stand anthropologischer Wissenschaften gebrachten Untersuchungen die Liturgie-Fähigkeit oder -Unfähigkeit des heutigen Menschen konstatiert wird.

Es gilt vielmehr, alles beim Wort zu nehmen, was im Gottesdienst verkündet, gebetet und gepredigt wird. Dann wird beispielsweise die Entlassungsformel „gehet hin in Frieden“ weder bloß ein frommer Wunsch bleiben noch als Aufruf zum „Nett sein“ mißdeutet werden, sondern sich als Segenszuspruch auswirken, der zugleich den Anspruch ausdrückt, überall und ständig für Versöhnung einzutreten. Wer als spielender Mensch solchen Zuspruch vernimmt, wird ihn allerdings nur verstehen und im Alltag realisieren können, sofern er selbst in der Liturgie sich beim Wort genommen erfahren konnte.

Statt Eskapaden  
— ein gemeinsames Tun

Um das zu ermöglichen, bedarf es keiner subjektivistischen Eskapaden und erst recht keiner oberflächlichen Spielereien innerhalb des Gottesdienstes. Entscheidend dürfte allein sein, inwieweit der eschatologische Vorbehalt ernstgenommen wird, unter dem alles gläubige Handeln steht. Da darf zur „contemplatio“ weder eine „heile Welt“ der guten Christen vorgegaukelt, noch für die „actio“ ein unrealistisches Totalprogramm vorgelegt werden. Die Verkündigung im Gottesdienst muß da einfach auch aus dem Hinhören auf die kleinen und großen Freuden, Nöte und Erwartungen der Mitfeiernden leben. Das setzt ein Hingehen und Mitleben des Priesters voraus: im Mitspielen bei allem, was die Gemeindeglieder bedrängt und beglückt, kann er die Formen finden, in denen das Eingehen des in Jesus Christus menschengewordenen Gottes als Frohbotschaft vernehmbar bleibt.

Weil Spielen kein zufälliges, formloses oder gar unverbindliches Geschehen ist, kommt es bei dem permanent notwendigen Bemühen um den Wirklichkeitsbezug der Liturgie darauf an, die Kultur des Spiels zu fördern. Dazu bietet die Botschaft von der Ablösung menschlicher Herrschaft durch die Gottesherrschaft das unüberbietbare Motiv der „Hoffnung wider alle Hoffnung“: „selig die Armen im Geist . . .“, selig, die wie Kinder spielen.